



Franz Schuh

Der Krückenkaktus

Erinnerungen an die Liebe, die Kunst und den Tod

ISBN: 978-3-552-05549-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05549-0>

sowie im Buchhandel.

# Aus der Arbeitswelt

## *Vorwort*

### I

»Schreiben Sie über Ihre Knie«, sagte der Präsident zu mir. Ein paar Minuten hatte er sich Zeit für ein Gespräch genommen. Wir sprachen über Arbeit, denn er war der Präsident der Arbeiterkammer. »Schreiben Sie über Ihre Knie, und Sie werden sehen, es geht Ihnen dann gleich besser.« Meine Arbeit in den vergangenen Jahren war eine Wühlarbeit an Problembereichen. Ich erinnerte mich an die Liebe, die Kunst und den Tod. Das Wort »Erinnerung« hält in Schwebelage, ob solche großzügigen Problemkreise überhaupt vorbei und vergangen sind oder ob man sie noch vergegenwärtigen kann. Der Präsident gab mir ein Geschenk: einen Kugelschreiber, auf dem groß und rot AK (für Arbeiterkammer) stand. Zum Schreiben war er mir zu schwer.

### 2

»Krückenkaktus« ist eine erfundene Bezeichnung. Aber was damit gemeint ist, existiert tatsächlich: Mit Krücken hat man ein Problem, wenn man viele transportieren muss. Sie im Arm gebündelt zu tragen, ist mühevoll. So erfand man eine kleine, wie eine Scheibtruhe schiebbare Kuppel, die viele Löcher hat. In die Löcher steckt man die Krücken, die man auf diese Weise überallhin bringen kann, wo sie benötigt werden.

### 7

Ich habe die gelöcherte Kuppel, den Krückenkaktus, im Wiener Allgemeinen Krankenhaus gesehen. Der Krückenkaktus wurde mir zum Symbol für die praktische Veranlagung der Menschen. Aber ich sah ebenso Parallelen zu meiner eigenen Arbeit. Mir sind die Texte auch Hilfen, um durchs Leben zu gehen, und schiebt man seine Gehhilfen nicht ein Leben lang – zum Beispiel in Büchern – vor sich her?

3

Ein Buch ist eine geistige Einheit. Damit will ich sagen, dass nicht alles, was den Platz zwischen zwei Buchdecken anfüllt, ein Buch ist. Das Buch »Der Krückenkaktus« ist eine Komposition aus Erzählungen, Essays und Gedichten. Ich lege Wert darauf, dass die angestrebte geistige Einheit aus sehr unterschiedlichen Elementen besteht. Es geht in diesem Buch zum Beispiel um die Frage des moralischen Urteilens, darum, was »gut« ist. Das kann kompliziert werden. Gut ist für mich ein Urteil, das sich mit anderen Urteilen konfrontieren muss. Es ist ein Streitbares Urteil. Da es oft und intensiv gefällt wird, wird die Fiktion plausibel, dass es »das Gute« an und für sich gibt. Diese Fiktion will zumeist auch vergessen machen, dass alles Gute sinnlich verankert ist, nämlich so, wie es bei Freud heißt: »In der Sprache der ältesten, oralen Triebregungen ausgedrückt: ›Das will ich essen oder will es ausspucken‹, und in weitergehender Übertragung: ›Das will ich in mich einführen und das aus mir ausschließen.‹ Also: ›Es soll in mir oder außer mir sein.‹ Das ursprüngliche Lust-Ich will ... alles Gute sich introjizieren, alles Schlechte von sich werfen.«

Mehr ist da nicht. Zu dieser Behauptung neige ich. Es wäre aber besser zuzugeben, dass, falls es doch mehr geben sollte, ein sinnlicher Urgrund immer mitwirkt. Nicht einmal der Tod hat unbedingt eine absolute Wirkung. Ich habe von einem Philosophen gehört, der gesagt haben soll: der Tod – auch eine Erfahrung, die ich noch gerne machen möchte. Von einem Physiker wurde mir erzählt, er hätte dem eigenen Tod – als einem Naturereignis – entgegengefebert. Solche Menschen haben etwas von der Schlaueit der Bauern im Mittelalter, von denen erzählt wird, dass sie den Teufel überlistet haben. Wer hätte gedacht, dass so etwas möglich ist?

Im Café Klinik, das in der Innenwelt des Krankenhauses der Außenposten der Außenwelt ist, ist mir Folgendes passiert: Ich konnte kaum gehen, weil mich jeder Schritt schmerzte. So wählte ich im Café Klinik meinen Platz genau aus. Auf dem kürzesten Weg wollte ich wieder hinausgehen können. Da fuhren aber einige junge Männer im Rollstuhl vor. Sie parkten so, dass sie meinen kürzesten Weg verstellten. Ich wagte nicht, sie zu bitten, mir Platz zu machen. Ich ging den schmerzhaften Umweg.

## Nachtcafé

Im Fernsehen hatten sie jüngst »Die lange Nacht der Liebe«. Eine lange Liebesnacht ohne Fernsehen wäre mir lieber gewesen. Aber man muss nehmen, was kommt. Im Fernsehen hatte die lange Nacht der Liebe ihren Höhepunkt gleich am Anfang, mit dem »Nachtcafé«, meiner Lieblingsgesprächssendung, die unter dem Titel lief: »Die Liebe – mächtig oder mächtig unterschätzt?«

Selbstverständlich weiß ich nicht mehr als die ausgezeichneten Diskussionsteilnehmer. Aber ich kann zusammenfassen, was ich am Ende der Sendung dachte, und behaupten, das habe ich schon vorher gewusst: Die Antinomie, es gibt die Liebe, und so was wie Liebe existiert doch gar nicht, ist keine. Die Verneinung akzentuiert bloß die illusionäre Seite der Liebe, und die Emphase lässt uns wissen, wie wirklich, ja, überwirklich dem Menschen eine Illusion vorkommen darf, wenn sie ihn erfüllt.

Die Liebe wird nicht nur durch die Frage destabilisiert, ob es sie überhaupt gibt. Gerade wenn man an sie glauben muss, ist sie nicht ungefährlich. Der Moderator des »Nachtcafé«, der am Ende der Sendung immer aphoristische Perlen ins Publikum wirft, hat uns diesmal einen Satz von Konfuzius ins nicht von Studiolampen erhellte Leben mitgegeben: »Die Liebe ist das Gewürz des Lebens. Sie kann es versüßen, aber auch versalzen.«

Hm, ja. Für die Liebe sind die Neurologen, die Philosophen und die Dichter zuständig. In der Liebe passiert eine Konzentration, eine Intensivierung von Gedanken und Ge-

fühlen, für die Lyrik extra erfunden erscheint. Der Lyrik ist ihrer Eignung gemäß auch die besagte Widersprüchlichkeit der Liebe nicht entgangen. Ein Gedicht von William Blake (1757 bis 1827) geht die Sache der Liebe zuerst von der einen Seite an: »Liebe sucht nicht ihr Begehrt, / Hat um sich nicht irgend Not, / Gibt ihre Ruh dem andern her / Und baut einen Himmel der Hölle zum Spott.«

Aber das war – und der Leser erfährt es sofort in der nächsten Strophe – nur Rollenprosa: »Ein kleiner Klumpen Lehm so sang, / Der von Küh'n getreten ward, / Doch ein Kiesel auf dem Hang / Sang den Vers auf diese Art«, und jetzt kommt die ganz andere Art, die Art und Weise des Kiesel: »Liebe sucht nur ihr Begehrt, / Bind't den anderen an ihr Sein, / Freut sich, bringt sie ihm Beschwer, / Und baut eine Hölle in den Himmel hinein.«

In einer Anthologie habe ich einmal das von Thomas Eichhorn übersetzte Gedicht mit einem fehlenden »t« in der ersten Zeile gedruckt gelesen: »Liebe such nicht ihr Begehrt ...« Das klingt wie eine moralische Forderung, muss aber richtig heißen: »sucht« (seeketh), denn sowohl Lehm als auch Kiesel sind sich ihrer Sache sicher. Der Außenstehende merkt, die beiden sind von ganz anderer physischer Beschaffenheit. Auf den Klumpen treten die Kühe, die auf den Hang, wo der Kiesel seine Härte zelebriert, vielleicht gar nicht hinaufkommen. Der Kiesel lässt sich von einer Kuh nicht ohne weiteres treten. Kein Wunder, dass die beiden über die Vereinigungsphantasie »Liebe« diametral entgegengesetzte Gedanken vertreten.

Blakes Gedicht ist deshalb das schönste, weil es ja oft vorkommt, dass ein liebender Mensch Kiesel und Lehm in einer Person ist. So einer beweist, dass es die Liebe gibt und zugleich nicht gibt. Anders als vor Gott sind in der Liebe – und das Gedicht ahmt diesen Umschwung nach – Himmel und Hölle

austauschbar. Die Endlichkeit des Menschen ist nicht zuletzt dadurch definiert, dass alles, was für ihn höchste Heilkraft hat, ihn zugleich auch am härtesten treffen, am meisten schädigen kann. Was der Hölle spottet, kann selbst die Hölle werden, aber die Endlichkeit schüchtert die meisten Menschen nicht so ein, dass sie aufhören würden, nach den Sternen zu greifen.

Die Liebe ist gewiss eine Erfindung. Ich sagte es schon: In der Geschichte ist sie erst allmählich entstanden. Aber jetzt ist sie da, und ich kann – gerade jetzt, wenn ich es am nötigsten hätte – nicht aus ihr austreten. Die Liebe, weil sie doch eine Illusion ist, gibt Menschen in ihrer Beziehung zueinander eine Gestalt: jedem für sich und beiden zusammen auch. Sie ist, auch falls ihr eine plumpe Mechanik zugrunde liegt, selber keine: Liebe arbeitet mit Einbildungskraft. Als Illusion ist sie formbar und formend. Sie formt Wirklichkeiten, ein Stück tatsächliches Leben, das Gestalt angenommen hat. In meinen (realen) Liebesgeschichten fand ich es am meisten niederschmetternd, wenn aus der möglichen, gerade noch durchscheinenden Gestalt, aus dieser wenn auch flüchtigen Ordnung, am Ende doch nichts anderes herauskam als die abgewrackten Ruinen der Seelenschlamperei. Eine unförmige Grausamkeit und das schale Gefühl, darauf hätte man bauen können, aber es hat halt nicht sollen sein.

Im »Nachtcafé« saß eine Sexualwissenschaftlerin im Dienste der Evolution und ihrer Vorsehung, in der die Liebe nicht mit inbegriffen ist. Logisch, dass man ihr nahetreten wollte, ob sie denn einen Partner habe oder eben nicht. Ob ihr die Liebe bloß wegen Mangels unbekannt sei ... Der Moderator überbrückte die Verlegenheitspause und sagte der Pointe wegen nicht ohne Triumph: »Sie ist verheiratet – mit einem Scheidungsanwalt.«